

Thorsten Lemm untersucht in seiner Kieler Dissertation von 2011 die frühmittelalterlichen Burgwälle Nordelbiens, also des westlichen und mittleren Holsteins sowie Hamburgs, hinsichtlich ihrer Gestalt, Funktion und Datierung. Zu den 17 Befestigungen zählen bekannte Anlagen wie die Hammaburg, die großflächig ergrabene Stellerburg in Dithmarschen oder die Oldenburg bei Heiligenstedten, die vermutlich der karolingischen Burg Esesfelth von 810/17 entspricht. Sie entstanden in wechselhaften historischen Zeitläuften: Nordelbien war im Mittelalter von Sachsen besiedelt, die seit dem frühen 9. Jahrhundert von Karl dem Großen unterworfen wurden; die fränkische Herrschaftsorganisation stand im Zeichen der Grenzlage Nordelbiens gegenüber Dänen und Abodriten. Der Autor rückt die Wehrbauten ins Zentrum, doch bildet die imposante, reich bebilderte Schrift zugleich eine allgemeine siedlungs-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Studie über das Land nördlich der Unteren Elbe.

Eine ausführliche Einleitung gibt zunächst einen forschungsgeschichtlichen, naturräumlichen sowie historischen Überblick und formuliert die Arbeitsziele: Die Vorlage und Analyse aller archäologischen Befunde zu den frühmittelalterlichen Burgen Nordelbiens, deren Einbettung in den historisch-kulturräumlichen Kontext, ihr Vergleich mit H. Brachmanns archäologisch-historischen Modellen der Entwicklung des fränkischen und sächsischen Burgenbaus, ihre Deutung unter militärtheoretischen, an C. von Clausewitz orientierten Erwägungen. Im Anschluss werden die Burgen umfassend analysiert. Aus ihrer Position erschließt Lemm für manche Wehrbauten eine systematische Anlage zum Schutz der Grenzen des Holstengaus, für andere eine herrschaftliche Mittelpunkt Funktion, dazu die Kontrolle von Verkehrswegen. Die auf digitale Geländemodelle gestützte Analyse der jeweiligen Befestigungslokalitäten bestätigt den bekannten Befund, dass die Burgenbauer natürliche Schutzlagen geschickt zu nutzen wussten. Die Geschichte des frühmittelalterlichen Befestigungswesens in Nordelbien soll mit kleinen Doppelring-Kreisgrabenanlagen ohne erkennbare Wälle beginnen, die auf dem Hamburger Domplatz und an der Heiligenstedter Oldenburg beobachtet wurden, ferner als erste Etappe der slawischen Oldenburg in Holstein. Das Heiligenstedter Objekt hatte man zunächst als neolithisches Denkmal betrachtet, doch sprechen Scherbenfunde und ¹⁴C-Daten nun für eine Einordnung in das 7./8. Jahrhundert. Der Diagnose eines sächsischen Doppelgraben-Befestigungstyps, die Lemm nahelegt, steht allerdings entgegen, dass der Hamburger Doppelring mittlerweile in zwei Phasen aufgeteilt wird, von denen nur die erste, kleinere Grabenanlage als sächsisch gilt. Der zweite, größere Ring soll ein Relikt der fränkischen Hammaburg aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts darstellen.¹ Überdies ist der vermeintlich vorlawische Grabenring unter der wagrigen Oldenburg bereits von I. Gabriel der ersten slawischen Burg zugewiesen, die „germanische“ Interpretation revidiert worden.²

Klarer wird das Bild bei den eigentlichen Burgwällen. Zunächst wird der Aufbau der Befestigungen besprochen. Die Ausgrabungen unter anderem an der Kaaksburg zeigen immer wieder erneuerte Holz-Erde-Wälle mit davor gelegenen Wassergräben, wie sie für das frühmittelalterliche Befestigungswesen weiträumig charakteristisch sind. Als Besonderheiten können die in großen Mengen eingesetzten Torf-, Heide- oder Grassoden sowie die Spitzgräben gelten, die den frühmittelalterlichen Burgenbau im nordwestdeutschen Raum allerdings generell prägen. Zu Recht hebt Lemm hervor, dass die Wälle nicht, wie oft angenommen, „holzarm“ waren (S. 57), sondern über umfangreiche Balkenkonstruktionen verfügten; sie treten wohl nur deshalb etwas zurück, weil man die Fronten in der Regel aus Soden, weniger, wie anderwärts, aus Holz aufbaute. Lemms

Thorsten Lemm: Die frühmittelalterlichen Ringwälle im westlichen und mittleren Holstein (Schriften des archäologischen Landesmuseums 11). Neumünster/Hamburg: Wachholtz 2013. Text- und Katalog-/Tafelband, zus. 763 Seiten, 161 Abbildungen, 174 Tafeln, ISBN 978-3-529-01806-0, € 130,-

1 Weiss, Rainer-Maria: Mythos Hammaburg – Fakten und Fiktionen zur Frühgeschichte Hamburgs; in: Weiss, Rainer-Maria/Klammt, Anne (Hrsg.): Mythos Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs (Veröffentlichungen des Helms-Museums, Archäologisches Museum Hamburg, Stadtmuseum Harburg 107). Hamburg 2014, 17–53, hier 21 und 27.

2 Vgl. Struwe, Karl W.: Starigard – Oldenburg. Geschichte und archäologische Erforschung der slawischen Fürstenburg in Wagrien; in: 750 Jahre Stadtrecht Oldenburg in Holstein. Oldenburg 1985, 141–143; Gabriel, Ingo: Starigard/Oldenburg. Hauptburg der Slawen in Wagrien, 1: Stratigraphie und Chronologie (archäolog. Ausgrabungen 1973–1982) (Veröffentlichungen des Sonderforschungsbereichs 17, Archäologische Arbeitsgruppen 10; Untersuchungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte in Schleswig, dem Landesamt für Vor- und Frühgeschichte von Schleswig-Holstein in Schleswig und dem Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Kiel, N.F. 52; Offa-Bücher 52). Neumünster 1984, 18–25.

Interpretation der komplizierten Wallprofile ist meist überzeugend. Den sogenannten „Strahlengräben“ an der Oldenburg von Heiligenstedten weist er allerdings den „Zweck einer gelenkten Aufsplitterung eines in breiter Front angreifenden Feindes“ zu (S. 69), was die zentrale Funktion der dem Wall quer vorgelagerten Gruben- und Erdriegelfelder verfehlt: Sie sollten verhindern, dass Reiter längs der Wallfronten galoppierten und dabei ihre tödlichen oder brennenden Pfeile auf nahe Distanz abschießen konnten. Die „Reitergassen“ wurden offenkundig gegen die Angriffstaktik von Reiternomaden entwickelt und sind bislang nur von ungarzeitlichen Wallburgen bekannt.³ So überrascht ihr Auftreten an der Oldenburg, die als *civitas* Esesfelth die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts nicht überlebt haben soll. Sind die Gräben möglicherweise auf einen Ausbau in der Zeit der alt-magyarischen Streifzüge zurückzuführen? Immerhin befinden sich unter den Tonscherben „einige Randformen, die z. B. in der Stellerburg bis in das 10. Jahrhundert verwendet wurden“ (S. 194).

Hinsichtlich der Innenbebauung der Burgen kann sich der Autor auf großflächig ergrabene Anlagen wie die Kaaksburg und vor allem die durch exzellente Holzerhaltung ausgezeichnete Stellerburg stützen. Sie weisen eine intensive und mehrphasige Bautätigkeit auf, mit ebenerdigen Pfosten-, Flechtwerk-, Pfosten-Schwellriegel- und Stabbauten, ferner diversen Gruben und Feuerstellen. Große Fundmengen lassen auf eine ständige Besiedlung schließen.

Das Tongeschirr setzt sich aus weicher Grauware in Kumpf- und Eitopfform, ferner aus Muschelgrus- und slawischer Keramik, Badorfer und Pingsdorfer Typ zusammen. Unter den Funden von Heiligenstedten kann eine geglättete, dickwandige Keramikvariante des 7. Jahrhunderts herausgestellt werden. Die Scherben werden zur Datierung und kulturellen Einordnung der Fundplätze herangezogen, sonstige Funde von Werkzeug, Alltagssachen, Schmuck, Tracht und Militaria zu Fragen der Nutzung, der Wirtschaft und der sozialen Verhältnisse. Herausragend ist ein Schmuckensemble mit Dirham-Anhängern, Silber- und Halbedelsteinperlen von der Kaaksburg, das zu Recht als ein Hinweis auf elitäre Präsenz am Ort gewertet wird. Wägstücke von der Kaaks- und der Stellerburg sowie eine Klappwaage deuten die Einbindung der Orte in den Handel an, eine eiserne Fußfessel die Sklavenhaltung. Insgesamt sind die Belege für Handwerk und Warenaustausch zwar gering, doch hat das wohl auch damit zu tun, dass es nur wenige Forschungen in den Vorburgen gibt. Das wirtschaftliche Leben spielte sich gemeinhin dort, nicht in den Burgen selbst ab.

Die besten Informationen zur Datierung lieferten Jahrringdaten aus der Stellerburg, die eine Errichtung um/nach 827–845, eine Erneuerung um 866 und eine dritte, nicht unbedingt abschließende Phase um/nach 963 belegen. Ferner gibt es Dendrodaten für die erste Wallphase der Kaaksburg, deren Bau demnach in den 840er Jahren erfolgte. Ansonsten datiert Lemm mit den wenigen schriftlichen Erwähnungen, mit der Keramik, Kleinfunden und ¹⁴C-Resultaten. So liegen von der Oldenburg zwölf Radiokarbonaten vor, die Lemm zwar kritisch bespricht, dann aber doch zur Unterstützung seiner Chronologievorstellungen verwendet – 7. Jahrhundert für die ältere, erste Hälfte des 9. Jahrhunderts für die jüngere Wehranlage. Die Spanne der Daten ist jedoch viel weiter: Sie umfasst das 6.–11. Jahrhundert. Ein interessantes Beispiel für die Schwierigkeit, mit ¹⁴C-Daten historische Archäologie zu betreiben, bringt der Autor auch aus der Burg von Wittorf, wo drei Proben die Werte 365–202 calBC (95,4 %, 2σ), 118–232 calAD (86,8 %, 2σ) und 651–694 calAD (85,9 %, 2σ) ergaben. Nach Keramik und Typ ist die Burg jedoch in das 9.–11./12. Jahrhundert zu setzen. Die Proben der vorrömischen Eisenzeit und des frühen Mittelalters entstammen demselben Graben. Eine Siedlungsphase der vorrömischen Eisenzeit ist am Ort nicht belegt. Die in die römische Kaiserzeit weisende Radiokarbonprobe wurde einem Pfostenloch entnommen, das offenkun-

³ Schulze-Dörrlamm, Mechthild: Die Ungarneinfälle des 10. Jahrhunderts im Spiegel archäologischer Funde; in: Henning, Joachim (Hrsg.): Europa im 10. Jahrhundert. Archäologie einer Aufbruchzeit. Mainz 2002, 109–122, hier 113 f. Abb. 3.

dig zu einem Vorwall der mittelalterlichen Burg gehörte. Lemm versucht, das irgendwie zu erklären, hätte aber besser die Daten in Frage gestellt. Jedenfalls kommt er zu dem Ergebnis, dass – abgesehen von den eigentümlichen Ringgräben des 7./8. Jahrhunderts – die erste Burg in Nordelbien jene von Esesfelth gewesen sei, vermutlich bei Heiligenstedten. Erst damit sei 810 die Praxis des Burgenbaus von den Franken in Nordelbien eingeführt worden. Noch in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts hätten Franken oder Sachsen in fränkischem Auftrag weitere Wehrbauten errichtet, mit Schwerpunkten in den 820er und 840er Jahren. Danach seien Burgen erst wieder seit dem späten 9. Jahrhundert errichtet worden; einige wurden nur kurz, andere bis in das 11. oder 12. Jahrhundert genutzt.

Die Analyse der Fortifikationen umfasst auch deren Lage in der historischen Siedlungsstruktur, ohne die die Wehrbauten nicht verständlich sind. Zu diesem Zweck wird das gesamte archäologisch erschlossene Siedlungsbild Nordelbiens in den Blick genommen, hinsichtlich der offenen Siedlungen, Schatzfunde, Gräber und Kommunikationslinien. Das führt zu interessanten Ergebnissen; so lässt sich bei der Kaaksburg im Holstengau eine Konzentration bedeutender historischer Stätten – darunter der Krinkberg bei Pöschendorf mit einem reichen Gräberfeld und einem Silberdepot sowie die wohl schon karolingerzeitliche Kirche in Schenefeld – feststellen, die dort einen bereits sächsischen, unter fränkischer Herrschaft weiterentwickelten Zentralraum andeuten. In anderen Fällen wird nahegelegt, dass es mit der fränkischen Expansion zu einem Bruch in der Herrschaftsstruktur kam, da Elitengräber des 8./9. Jahrhunderts an anderer Stelle liegen als die Burgen. Die aufwendige Rekonstruktion der Altstraßen führt den Bezug der Burgen zum Kommunikationsnetz vor Augen.

Von besonderem Interesse ist der historische Kontext. Bisher, so Lemm, habe man das frühmittelalterliche Nordelbien als ein reichsfernes, auf sich selbst gestelltes Gebiet betrachtet, das bis in das 12. Jahrhundert einen „Sonderweg“ gegangen sei; seine Rolle wurde gar „vor dem Hintergrund eines Abwehrkampfes der christlichen Sachsen gegen heidnische Slawen“ beurteilt (S. 262). Man habe hier altgermanisch-archaische gesellschaftliche Verhältnisse postuliert, wo nicht einmal grundherrschaftliche Beziehungen bekannt gewesen seien; den naheliegenden Zusammenhang von Burg und Herrschaft habe man ausgeblendet. Demgegenüber kommt Lemm zu dem plausiblen Bild, dass die Burgen Militärstützpunkte und Herrschaftssitze gewesen seien. Dass der Bau von Esesfelth im Jahr 810 der Sicherung fränkischer Herrschaft gegenüber den Dänen im nur lose beherrschten, bis dahin den Abodriten abgetretenen nordelbischen Sachsen galt, lässt sich der Schriftüberlieferung entnehmen. Die Errichtung mehrerer Burgen im Osten Nordelbiens während der 820er Jahre sei dann als fränkisches „geplantes Verteidigungssystem“ (S. 269) gegen die Abodriten zu deuten. Die Fortifikationen Dithmarschens könnten gegen dänische Angriffe auf dem Wasserweg gerichtet gewesen sein; die ersten Burgen des 9. Jahrhunderts wären mithin als Sitze fränkischer Amtsträger interpretierbar. In der Folgezeit sei die Herrschaftsintensität des Reichs insgesamt schwächer, die Autonomie der Grafen größer geworden, woraus sich im 10. und 11. Jahrhundert ein Zug zur Privatisierung des Wehrbaus ergab. Die Burgen seien generell Sitze von Herrschaftsträgern gewesen, wozu die auf „grundherrlich-adliges Milieu“ (S. 291) verweisenden Funde von Kaaks- und Stellerburg passen. Die These eines historischen Sonderwegs wird abgelehnt; seit 810 sei das Land integrativer, von Grafen verwalteter Teil des fränkischen, dann ostfränkischen Reichs gewesen, dessen übliche Herrschafts- und Burgenstruktur auch in Nordelbien erkennbar sei.

Während das alles überzeugend ist, erscheint Lemms Umgang mit den Hypothesen von Gerrit Aust und Günther Bock zur mittelalterlichen Geschichte Nordelbiens weniger plausibel. Die beiden Forscher haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Bedeutung der Billunger im nordelbischen Raum ins rechte Licht zu rücken. Das Wirken dieses Geschlechts sei durch

die maßgeblichen mittelalterlichen Chronisten, allen voran Helmold von Bosau, bewusst verschwiegen worden. Durch die Dekonstruktion des Aussagegewerts der Aufzeichnungen Helmolds und Adams von Bremen schaffen sie Raum, um die Historie neu zu schreiben. So werden anhand der Verknüpfung vager Indizien zahlreiche historisch belegte Herrschaftsträger zu Billungern oder deren weiterer Verwandtschaft erklärt. Die Billunger hätten bereits im 9. Jahrhundert über großen Grundbesitz in Nordelbien verfügt, das Markgrafentum innegehabt und voll ausgefüllt. Im slawischen Polabien wird eine direkte Billungerherrschaft bereits im mittleren 11. Jahrhundert rekonstruiert, vor allem aufgrund einer (nicht ausgehändigten) Urkunde König Heinrichs IV. von 1062, die dem Billungerherzog Ordulf die polabische Hauptburg Ratzeburg mit großem Zubehör, darunter Hörige, Mühlen und Jagdrechte, bestätigt. Eine solche Urkunde mag aber eher Anspruch als Realität ausdrücken, das Zubehör in der Schreibstube gewohnheitsmäßig aufgelistet worden sein; die Urkunde besitzt daher wenig Aussagekraft zu den Verhältnissen Polabiens in den 1060er Jahren. Sogar die Zuwanderung deutscher Siedler soll dort laut Bock bereits im 11. Jahrhundert eingesetzt haben.⁴ Lemm übernimmt diese Überlegungen und distanziert sich zugleich – sie seien „schlüssig und nachvollziehbar“, jedoch bleibe „die Reaktion insbesondere der historischen, aber auch der archäologischen Forschung auf ihre Resultate“ (S. 280–283) abzuwarten; letztere vertritt er selbst, scheut aber die offensichtlich notwendige kritische Auseinandersetzung.

Weitere Kapitel untersuchen den geographischen Kontext der Burgwälle, also ihre Einbindung in die Siedlungslandschaft. Hier geht es unter anderem um den 819 genannten *Limes Saxonicus*, den Lemm plausibel als eine durch Burgen gesicherte Grenzmark deutet. Lemms Rekonstruktion von gegeneinander gerichteten Burgenreihen der Franken und Slawen ist allerdings fragwürdig. Im östlichen Nordelbien legt die weite Verteilung der Burgen keineswegs ein „geplantes Verteidigungssystem“ nahe, „welches nur in seiner Gesamtheit den ihm zugeschriebenen militärischen Zweck erfüllen konnte“ (S. 341). Das gilt erst recht für die slawischen Burgen im östlichen Holstein, die weit in der Fläche verteilt erscheinen (S. 341 Abb. 144). Die slawischen Burgwälle waren in der Regel nicht auf einzelne Funktionen wie die militärische Kontrolle einer Grenze spezialisiert, sondern übernahmen vielfältige Aufgaben in den Herrschafts-, Sozial- und gegebenenfalls auch Wirtschaftsstrukturen der verschiedenen Siedlungsräume. Die Rekonstruktion von Burgensystemen, als deren Vordenker im 19. Jahrhundert Oscar Schuster gelten darf,⁵ überrascht auch vor dem Hintergrund, dass sich Lemm sonst alle Mühe gibt, den sächsischen Limes als lineare Grenze im Sinne Adams von Bremen zu dekonstruieren. Darin folgt er wieder G. Bock, der Adams Schilderungen als interessengeleitete Verfälschungen interpretiert. In diesem Zusammenhang bestreitet Lemm auch den naheliegenden Zusammenhang des im 11. Jahrhundert genannten *Limes Saxoniae* mit dem 819 erwähnten *Limes Saxonicus*, obgleich seine Karten durchaus zu Adams Grenzverlauf passen würden (unter anderem S. 343 Abb. 146).

Die verschiedenen Beobachtungen werden schließlich zusammengeführt. Lemm deutet die nordelbischen Burgen nach dem Modell Brachmanns als Sitze und Instrumente der Grafchaftsverfassung sowie des sich herausbildenden Adels. Mit Brachmann nimmt er an, dass der Burgenbau auf die Franken zurückgehe; Burgen der Sachsen seien im Wesentlichen als Reaktion auf die fränkischen Befestigungen zu betrachten. Die anfänglich fränkischen Amtsträgern dienenden Wehrbauten wurden vom mittleren 9. bis in das 10. Jahrhundert zunehmend durch privaten Burgenbau ergänzt als Konsequenz der Erstarkung von Partikularkräften. Die Großen waren fränkische Amtsträger, die ihre Ämter immer eigenständiger ausfüllten, oder auch sächsische, in das fränkische System integrierte Herren. Die Erbauer der Stellerburg, der Kaaksburg und der Hammaburg dürften

4 Vgl. hierzu unter anderem Bock, Günther: Umbrüche in Polabien während des 11. Jahrhunderts; in: Biermann, Felix/Kersting, Thomas/Klammt, Anne/Westphalen, Thomas (Hrsg.): Transformationen und Umbrüche des 12./13. Jahrhunderts. Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte der 19. Jahrestagung des Mittel- und Ostdeutschen Verbandes für Altertumforschung in Görlitz, 01. bis 03. März 2010 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 64). Langenweißbach 2012, 67–82.

5 Schuster, Oscar: Die alten Heidenschancen Deutschlands mit spezieller Beschreibung des Oberlausitzer Schanzensystems. Dresden 1869.

sozial oder familial mit den Billungern in Verbindung gestanden haben. Um 1000 beziehungsweise im 11. Jahrhundert kam es dann zu einem erneuten Wandel der Burgenlandschaft, bei dem viele Fortifikationen aufgegeben, andere neu gebaut wurden, wiederum durch die Billunger und mit diesen verbundene oder von diesen beauftragte Herrschaftsträger; der Burgwalltyp blieb bis in das 12. Jahrhundert vorherrschend.

Die Rekonstruktion überzeugt, wenn wir von überzogenen Interpretationen wie der generellen Verbindung der Eliten mit den Billungern oder der mehrfachen Betonung „grundherrlich-adligen Kontextes“ (S. 387) absehen; es ist im Ganzen schwer zu beurteilen, welchen Familien die Burgherren entstammten und wie die Form und Praxis ihrer Herrschaft genau ausgesehen hat. Ferner bleiben Fragen zu den frühen Kreisgrabenanlagen offen, generell zu einem möglichen Befestigungsbau bereits im 7./8. Jahrhundert, die beim derzeitigen Forschungsstand aber auch kaum zu beantworten sind.

In einem eigenen Band werden ein für alle weiteren einschlägigen Studien sehr nützlicher Katalog sowie zahlreiche Befund- und Fundtafeln publiziert, die die Archäologie der Burgen facettenreich illustrieren. Insgesamt handelt es sich um eine herausragende Arbeit, die große Bedeutung für die Erforschung der Frühgeschichte des nordelbischen Raums besitzt.

PD Dr. Felix Biermann
Georg-August-Universität Göttingen,
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Nikolausberger Weg 15, D-37073 Göttingen
felix.biermann@phil.uni-goettingen.de